



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wahlen und Parteien in Frankreich.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Wahlen und Parteien in Frankreich.



eräume Zeit haben wir nichts wesentliches über Frankreich zu sagen gehabt und deshalb wohlzuthun geglaubt, ganz darüber zu schweigen. Jetzt aber scheint es an der Zeit zu sein, des Nachbarlandes, das uns als solches im allgemeinen besondres Interesse einflößen muß, wieder einmal zu gedenken. Vor kurzem hat das französische Unterhaus, die Kammer der Deputirten, das Leben, welches ihr die Mandate der Wähler gaben, beendet, und in der ersten Woche des Oktober wird das Volk oder werden, wie man sich sachgemäßer ausdrückt, die Parteien neue Vertreter nach Paris zu senden haben. Von selbst ergiebt sich für den Beobachter in der Zwischenzeit ein Rückblick auf die Thätigkeit der bisherigen Kammer, ein Hinblick auf den Charakter der Parteien, die in und außer ihr Politik machen oder in Politik machen, und ein Ausblick auf die Zukunft der gesetzgebenden Gewalt, zunächst auf die Wahrscheinlichkeiten, die in betreff der neuen Wahlen obwalten, und auf die Gestaltungen, welche neben diesen Wahrscheinlichkeiten möglich sind.

Hinsichtlich unsrer ersten Aufgabe, des Nekrologes auf das heimgegangene Abgeordnetenhaus, dürfen wir uns kurz fassen; denn es läßt sich ihm eben nicht viel nachrühmen. Es versprach oder manche Leute versprachen sich von ihm große Dinge, und es hat davon wenig gehalten oder erfüllt. Gambetta und seine Partei sahen in der Wahl dieser Kammer einen Sieg und hofften von ihr eine gründliche Umbildung der politischen Einrichtungen und Zustände Frankreichs, Verwirklichung des Parteiideals nach den verschiedensten Richtungen hin und Befestigung der Republik, wie sie dieselbe haben wollten, über alle Zweifel und Anfechtungen hinaus, Befestigung der Republik strebbarer Advokaten, Zeitungschreiber und Geldleute. Das letzte ist bis zu einem gewissen Maße — nicht

zu unserm Schaden — gelungen. Indes wuchsen die Bäume der Opportunisten nicht in den Himmel, und ihre Partei, welche zwar in der Kammer die stärkste war und blieb, aber mit ihren Absichten vielfach auf Widerstand stieß und selbst nicht immer einig war, mußte sich mit ihren Leistungen in bescheidenen Grenzen halten. Es war das gut für Frankreich, da es so nicht in heillose Verwirrung hineingesteuert wurde, und gut für die Welt, weil so die Republik bestehen blieb, welche, wie die Dinge liegen, die für die Nachbarn der Franzosen bequemste Lebensform dieser unruhigen, ehrgeizigen und begehrliehen Nation ist. Fragen wir, was die jetzt zu ihren Penaten heimgegangne Kammer von den Aufgaben, welche sie nach Gambettas Plan ausführen sollte, zustande gebracht hat, so finden wir zunächst, daß sie in Verbindung mit dem Senate den Versailler Kongreß abhielt, bei dem es ein paarmal zu sehr unerbaulichen Auftritten kam, und bei dem man gewisse Abänderungen der gesetzlichen Vorschriften für die Wahlen zum Senate vereinbarte, welche nur Doktrinäre interessiren konnten und von der herrschenden Partei der Kammer nur betrieben wurden, weil man sie in Wahlreden versprochen hatte. Später gab es die von Gambetta auf das Programm seiner Anhängerschaft gesetzte „Reinigung des Richterstandes,“ d. h. die Beseitigung der Persönlichkeiten in demselben, die im Verdacht antirepublikanischer Gesinnung standen, wobei der Justizminister Gelegenheit hatte, eine Anzahl verdienstvoller Opportunisten mit einträglichen Stellen zu versorgen, die bei der Partei auch sonst ein vielbegehrter Artikel sein und oft das eigentliche Ziel des gesinnungstüchtigen Eifers bilden sollen, den deren Mitglieder zur Schau tragen. Drei Jahre lang verhandelte man Reformvorschläge in bezug auf die Heeresorganisation, aber nur ein Gesetz über die Festungsartillerie gelangte zur Annahme. Ebendasselbe war mit dem Gesetzentwurfe über die Deportation rückfälliger Verbrecher der Fall, nur weiß nun niemand, wie man davon Gebrauch machen soll, weil die Kammer unterließ, die dazu erforderlichen Kredite zu bewilligen. In Sachen der Kolonialpolitik zeigte man dagegen die größte Freigebigkeit und gewährte der Regierung Millionen auf Millionen, sodaß, wenn Tonking damit nicht zu teuer erkaufte sein sollte, wie manche behaupten, die Kammer in dieser Hinsicht Lob verdienen würde. Schließlich ist von den positiven Leistungen derselben noch das neue Wahlgesetz zu erwähnen, das zur Hinterlassenschaft Gambettas gehörte und von dem man die gute Wirkung hofft, daß die Deputirten sich in Zukunft nicht so sehr in die Aufgaben der Verwaltung einmengen werden wie in den letzten Jahren, wo diese Gewohnheit oft ein unerträgliches Hemmnis war und das Regieren zu einem sehr unsichern Geschäft machte. Die Kammer hat mit ihr nicht weniger als ein halbes Duzend Ministerien zur Abdankung gezwungen: erst Ferrys, dann Gambettas, darauf Freycinet's, Ducleres, Fallières und nochmals Ferrys Administration. Unter dem Einflusse der Energie und der rhetorischen Künste des Mannes von Cahors gewählt, beeilte sich die Mehrheit der Deputirten bei

ihrem Zusammentritt, dem „großen Ministerium,“ das jener aus seinen vertrautesten Jüngern zusammengesezt hatte, feierlich ihren Segen zu erteilen. Aber die Herrlichkeit währte nur wenige Wochen. Gambetta hatte sich, von den Wolken des Wehrauchs verblendet, der unablässig vor ihm angezündet wurde, Täuschungen über seine Macht hingegeben und übersehen, daß außer den Herren, die er zur Mitregierung berief, andre dawaren, die auch etwas zu bedeuten überzeugt waren und auch etwas werden wollten. Er glaubte, als er mit einem ganzen Arm voll Reformpläne einschneidendster Art die Tribüne bestieg, der Unterstützung der gesamten republikanischen Seite des Abgeordnetenhauses gewiß zu sein, und hatte in Wirklichkeit, als es zur Probe seiner Rechnung kam, nur einen mäßigen Teil jener Seite um sich. Die andern Mitglieder der Kammer sammelten sich in gegnerische Gruppen, und diese schlossen sich dann allmählich zu gemeinsamem Widerstande gegen seine Absichten zusammen — eine Haltung, die im Elysee, wo man das selbstbewußte und gebieterische Wesen des Premiers selbstverständlich nicht mit Befriedigung empfand und seinen Ehrgeiz zu fürchten hatte, mit stillem Wohlgefallen betrachtet wurde. Die Opposition war in ihren Zielen noch unklar, und ihr Zusammenhang war noch nicht fest geworden, als Gambetta den zweiten Mißgriff beging, indem er sich mit Ungestüm auf die noch schwankende Masse warf und sie zwingen wollte, vor ihm die Waffen zu strecken. Wie mit einem Machtspruche nutete er den Gegnern eine dreifache Revision, eine Reform des Senates, der Präsidentschaft und der Kammer selbst zu, bei welcher sein persönlicher Wille die Grenze bilden sollte, und das war zu viel auf einmal verlangt und gewagt. Er begegnete einer Weigerung, blieb in der Minorität und mußte vom Ruder zurücktreten. Mit etwas mehr Geduld hätte er die Opposition teilen und die eine und die andre Gruppe derselben seiner Gefolgschaft angliedern können, die allein schon zwar nicht die Mehrheit, wohl aber den Schwerpunkt der Versammlung darstellte. Aus letzterem Grunde war denn auch das Ministerium Freycinet, welches der Präsident dem großen Ministerium mit dem kurzen Atem folgen ließ, nicht auf die Dauer lebensfähig, und zwar kam dazu, daß eins der Glieder desselben, Ferry, sich insgeheim den Gambettisten zuneigte und für deren Rückkehr zur Regierung wirkte. Diese Thätigkeit ließ Ferry, als Gambetta starb, als gegebenen Führer der opportunistischen Partei erscheinen, und nachdem Duclere ein paar Monate die Staatsgeschäfte als oberster Leiter besorgt hatte, gelangte jener auch zum Posten des Premiers, und mit ihm befanden sich die Gambettisten wieder im Besitze der Gewalt. Als Minister hat Ferry nur das betrieben und ausgeführt, was der Rat der Epigonen Gambettas beschlossen und dessen Organ, die République Française, empfohlen und gefordert hatte, und da jene Beschlüsse und diese Forderungen immer nach den Grundgedanken formulirt waren, die Gambetta seiner Schule gewissermaßen als Erbschaft hinterlassen hatte, so ist Ferry als dessen Testamentsvollstrecker zu bezeichnen. Er hat in dieser Eigen-

schaft nicht wenig Energie und Talent bekundet und namentlich sich als einen kaltblütigen und zähen Politiker erwiesen, und man kann ihm das Zeugnis geben, daß er alles zustande gebracht hat, was mit dieser Kammer und diesem Senate zustande gebracht werden konnte, mehr vielleicht als das, was der Meister der Schule bei seiner hitzigen und ungeduldigen Art an seiner Stelle zu leisten vermocht hätte. Schwach freilich war er infolge der parlamentarischen Verhältnisse immer, und das Ministerium, welches an die Stelle des seinigen trat, ist nicht stärker. Es ist ohne politische Initiative, mehr eine Behörde der Liquidation. Brissson denkt mehr an den zukünftigen Präsidenten der Republik als an seine jetzige Stellung als Premier, er strebt nach Versöhnung der Gegensätze, aber es wird ihm schwerlich gelingen, die weitere Zerfetzung der opportunistischen Partei zu verhindern, geschweige denn die Spaltungen zu schließen, welche die Republikaner überhaupt trennen und in sich gegenseitig bekämpfende Gruppen absondern. Er würde damit mehr vermögen als die Natur.

In der Wahlbewegung, die seit einigen Wochen begonnen hat, setzten die Gambettisten auf den frühern Ministerpräsidenten, ihren nunmehrigen Führer, große Hoffnungen. Indes hat Ferry diese bisher nicht zu erfüllen vermocht, namentlich war sein Erscheinen in Lyon, mit dem er den Wahlfeldzug eröffnete, von geringem Erfolg. Eine aufgeregte Volksmasse empfing ihn bereits am Bahnhofe mit dem Rufe: „Nieder mit dem Tonkinesen Ferry!“ und verfolgte ihn mit Schmähungen bis in das Hotel, wo dann seine Wahlrede einem sehr entschiednen Widerstande begegnete, obwohl sie unleugbare Wahrheiten aussprach, wenn es darin hieß, an eine soziale Gefahr in Frankreich sei vorderhand nicht zu glauben, weil hier dafür kein Boden sei, wohl aber könne man insofern in Sorge sein, als die unfruchtbare Agitation der radikalen Wähler, der Monarchisten und der roten Unversöhnlichen imstande sei, die Bildung einer starken Regierungsmehrheit zu verhindern und die Möglichkeit herbeizuführen, daß ein monarchischer Abenteurer sich der Regierungsgewalt bemächtige. Ein großer Teil der französischen Presse, darunter auch Organe des maßvollern Republikanismus, äußerte sich tadelnd über diese Rede des Exministers. Das Journal des Débats fand, daß sie aus einem Programm und einer Vorlesung über Wahlmoral bestehe, die sich wenig glichen, da das Programm von einem Staatsmanne, die Vorlesung aber von einem Opportunisten herrühre. Der National meinte, Ferry, der konservativ thue, ohne es zu sein, Opportunist ohne Begeisterung sei und sich radikal geberde, ohne überzeugt zu sein, habe damit allen seinen frühern Ansichten ins Gesicht geschlagen. Besonders giftig und heftig ging Clemenceaus Justice dem Redner zu Leibe, indem sie die Politik desselben „eine Politik ohne Gedanken und Grundsätze“ nennt, die „je nach der Sachlage heute weiß, morgen schwarz färbt, die es versteht, den Rock rasch genug umzuwenden, um durch nichts überrascht zu werden, und die als einzigem Ideale dem augenblicklichen Erfolge nachjagt und zu diesem Zwecke alles opfert, selbst

die Achtung vor der Wahrheit und die eigne Würde." Ferry hat sich durch den Mißerfolg in der radikalen Großstadt an der Rhone bestimmen lassen, seine Wahlreise, die zunächst nach Grenoble gehen sollte, nicht fortzusetzen und sich nach St. Dié in den Vogesen, seiner Heimat, zurückzuziehen. Es heißt, er halte seine Wiederwahl in Frankreich für zweifelhaft und wolle in Algerien als Kandidat auftreten. Auch andre Größen der Partei, Spuller z. B., Ranc, Waldeck-Roussseau, Allain-Targé und Martin Feuillé, sollen keineswegs sicher sein, ihre bisherigen Sitze in der nächsten Kammer wieder einzunehmen, und die vier ersten haben in der That nicht die geringste Aussicht, in den Pariser Bezirken, die sie bis vor kurzem vertraten, wiedergewählt zu werden.

Die Franzosen werden nach neuer Methode wählen: statt wie wir, die Engländer und sie selbst bis zur letzten Wahl einzelne Abgeordnete, von jetzt an ganze Gruppen, so, daß der einzelne Wähler für eine ihm vorgelegte Liste von Kandidaten stimmt (das „Listenskrutinium“). Das Ergebnis dieses Verfahrens wird darin bestehen, daß die Mehrheit in jedem Departement alle Abgeordneten für diesen Teil Frankreichs wählen und die Minderheit ganz unvertreten sein wird. Die Unbilligkeit dieses Planes tritt am deutlichsten im Departement der Seine zutage, welches achtunddreißig Deputirte in die Kammer sendet. Es schließt eine beträchtliche Anzahl von Konservativen und nicht wenige gemäßigte Republikaner ein, aber die äußerste Linke gebietet hier über die große Mehrzahl der Wähler und wird ihre Liste durchsetzen, sodaß im künftigen französischen Unterhause nicht ein einziger Abgeordneter sitzen wird, welcher den Reichtum, die Bildung und die gereifte Erfahrung von Paris und seinen Vororten vertritt. An der Spitze jener Liste wird Clemenceau stehen, sie wird den Namen Rocheforts, des Journalisten, der statt mit Tinte mit Blausäure und Vitriol schreibt, den Kommunarden Toffrin und Leute ähnlichen Kalibers, aber niemand aus der Schule Gambettas aufweisen, auch Ranc nicht, weil derselbe zwar einmal für die Kommune aufgetreten, seitdem aber klüger geworden und unter die Opportunisten gegangen ist. So hält Paris an seiner alten unpraktischen Politik fest, die ihm immer das jeweilige Regiment zu hassen und zu bekämpfen gebietet. Während der Sulimonarchie und dem Kaiserreiche sagte man der Welt, Paris wäre unzufrieden, weil es Könige und Kaiser verabscheue. Man hätte darnach erwarten sollen, die große Stadt, die nach Viktor Hugo das Herz der Welt und ein Wunder an Intelligenz ist, werde eine Regierung, die aus dem freien Willen des französischen Volkes hervorging und aller republikanischen Tugend theilhaftig war, mit Beifall begrüßen und mit Lorbern bekränzen. Statt dessen fand die Republik mit ihren Präsidenten und Ministern so wenig Gnade in den Augen der Kapitale als früher die Monarchie. Napoleon der Dritte brachte es einmal fertig, daß in den kommerziellen und aristokratischen Vierteln der Stadt einige Kaiserlichgefünnte aus der Wahlurne hervorgingen, aber die Republik, wie sie jetzt ist, wird von allen Pariser Wahlbezirken verschmäht und

besitzt in der Metropole Frankreichs so gut wie gar keine Anhänger. Dieselbe ist von der Revolution, der politischen Kritik wie von einer unheilbaren Seuche angesteckt, deren Wesen sich darin äußert, daß die Bevölkerung, gleichviel, welche Grundsätze gelten, welche Einrichtungen bestehen, welche Persönlichkeiten regieren, sich für verpflichtet hält, zu murren, Opposition zu machen und, wenn es angeht, das Bestehende umzuwerfen und auf den Kopf zu stellen, lediglich weil es besteht, vielleicht nicht immer mit Bewußtsein, immer aber mit dem Triebe, es fernerhin ebenso zu halten und jedes weiter zu Bestand Gelangte ebenfalls anzugreifen und, wo möglich, umzustößen.

Der Hauptgegner der gemäßigten Republik ist Clemenceau mit seinem Anhange. Das Programm, welches diese Politiker empfehlen, kann eines Tages Annahme beim französischen Volke finden. Gegenwärtig fehlt es ihm an Freunden in der Provinz, seine Politik ist im wesentlichen Pariser Weisheit, die auch in drei oder vier großen Bevölkerungszentren, in Lyon, Marseille und Bordeaux, dem Geschmacke der Menge zusagt. Es könnte auch unter den Bauern populär werden, nur müßte es vorher von seinen sozialistischen Artikeln gesäubert werden; sonst empfiehlt es sich dieser Klasse der Bevölkerung besonders dadurch, daß es „auswärtige Abenteuer“ emphatisch zurückweist. Das bäuerliche Frankreich empfindet die Wehrpflicht und die Aushebung schwer, es verabscheut allen Krieg und würde es mit Jubel begrüßen, wenn die Armee abgeschafft werden könnte. Sachkenner finden dies begreiflich. Die Bevölkerung der großen Städte leidet in ihrer Mehrzahl so schwer von ungünstigen Existenzbedingungen, daß sie nur einen kleinen Teil der Rekruten zu liefern vermag, die man zur Ergänzung des Heeres bedarf. Man stellt in Frankreich an deren körperliche Tüchtigkeit geringe Anforderungen, und so enthalten die französischen Regimenter viele Mannschaften, die man bei uns zurückgewiesen haben würde. Die Pariser entsprechen aber vielfach nicht einmal diesen mäßigen Anforderungen der Militärbehörden, und so kommt es, daß sie noch lange nicht die Hälfte der Zahl von Soldaten stellen, die sie zu stellen haben würden, wenn ihre jungen Leute die nötige Länge, Brustweite und Gesundheit besäßen. Die Folge ist, daß die Landdistrikte den Mangel ersetzen und mehr Rekruten liefern müssen, als sie sonst brauchten, und als sie ohne Nachteil entbehren können. Man darf sagen, daß, wenn der Pariser nach Krieg schrie, nicht sowohl er, als der Bauer ihn führen mußte. Als Paris 1870 belagert wurde und sich auf die eigene Kraft angewiesen sah, war sein Widerstand, vom militärischen Gesichtspunkte beurteilt, schwächlich, namentlich hatten die Ausfälle einen fast kläglichen Charakter. Nun verwirft Clemenceau nicht nur den Krieg in Tonkin und andre militärische Expeditionen in Koloniasachen, sondern auch jeden gewaltsamen Versuch, Elsaß-Lothringen wieder zu gewinnen, indem er überzeugt zu sein behauptet, daß einmal bei einer allgemeinen europäischen Grenzregulirung Frankreich auf friedlichem Wege wieder zu dem Seinen gelangen werde. Wir halten das für Aberglauben, freuen uns aber

der Thatsache, daß die vorgeschrittenste Partei in Frankreich auf die Politik der Revanche verzichtet, die im Programme Gambettas sehr deutlich zwischen den Zeilen zu lesen war. Man darf sich dabei auch erinnern, daß das kommunistische Element auf dem äußersten linken Flügel der französischen Parteien traditionell keinen Chauvinismus kennt. Die Träume der Kommune waren internationaler Art wie die der Revolutionen von 1793, ihre Theorie ging ihnen über das Vaterland, und so ist es noch jetzt: ein französischer Sozialist von reinem Wasser wird einen deutschen Arbeiter als Freund, einen französischen Kapitalisten als Feind betrachten. 1793 waren die Pariser nicht damit zufrieden, sich der Verwirklichung ihrer Ideen daheim zu erfreuen, sondern schickten sie über die Grenzen in die Welt hinaus, und Kriegsvoll, das für sie erobern mußte, hinterdrein. Ihre Nachfolger sind bescheidener und proklamieren sie bloß zu Hause. Statt: *Fraternité ou la mort!* — sei mein Menschenbruder, oder ich schlage dich tot — sagen sie: „Weil wir Brüder sind, kennt man bei uns keine Rache. Wir wollen kein deutsches Blut vergießen, um die Elssasser und Lothringer von der Fremdherrschaft zu befreien.“ Als Zugabe zu diesem edeln und prinzipientreuen Verzicht schlagen sie vor, die Dienstzeit unter den Fahnen stark zu verkürzen und die Armee zu einer Art Miliz oder Nationalgarde umzugestalten. Damit läßt sich nichts jenseits der Grenze unternehmen, nichts erobern, und so wird fortan das französische Volk sich daheim verständigeren und nützlicheren Kämpfen, dem Kriege gegen die Kirche mit ihrem Anspruch auf Beherrschung der Geister und der Konfiskation des Besitzes der Reichen durch eine passende Einkommensteuer, die allmählich alle Staatsangehörigen auch in Vermögensangelegenheiten gleichmacht, zu widmen imstande sein. Die Bauern verstehen und billigen den ersten Teil dieses Kredos vollständig, in wirtschaftlichen Fragen aber sind sie stramme Konservative und fest entschlossen, den zweiten zurückzuweisen und ihren Ackerbesitz sowie den Strumpf, in welchem sie ihre Ersparnisse verwahren, hartnäckig zu verteidigen. Sie würden mit Gambetta gegangen sein, weil er national dachte, sie werden nicht mit Clemenceau und Rochefort gehen, weil diese sozialistisch denken. Sie werden „respectable“ Republikaner in die Kammer senden, solche, die sich zu Grundsätzen bekennen, wie sie Rebot und andre Abgeordnete des Pas de Calais in ihrem Programm aufstellen. Diese Herren wollen eine „Republik der Versöhnlichkeit und eine feste, auf maßvolle Ideen basirte, praktische Reformen erstrebende Politik.“ Sie verwerfen das unaufhörliche Zimmern und Schnitzeln an der Verfassung und die „Pläne sogenannter lokaler Autonomie,“ welche die Regierung außer stand setzen, in der Hauptstadt die Ordnung sicherzustellen. Die Geistlichkeit soll sich nicht in politische Dinge mischen, aber es soll mit der Kirche Friede geschlossen werden auf Grund der Freiheit in allen Religionsfragen und fester und billiger Anwendung des Konkordats. Die auswärtige Politik soll „nicht auf die nationale Würde und die französischen Interessen und Rechte verzichten [was ist damit

gemeint?], aber vorsichtig und sparsam verfahren.“ Zum Schlusse werden die Aufmunterung und Unterstützung von Sparvereinen und eine Revision der Steuern, „welche den Landmann entlastet,“ empfohlen. Dieses Programm würde Millionen von Wählern um sich scharen, wenn es eine organisirte Partei mit rührigen und geschickten Führern hinter sich hätte. Aber dieser Apparat fehlt, und es ist kein Trost für die gemäßigten Republikaner, daß auch andre Gruppen derselben keine energischen Führer besitzen und überhaupt im Laufe der Zeit schwächer geworden sind als ihre radikalen Nebenbuhler. Der Präsident Grévy beobachtet eine Enthaltbarkeit, die an Apathie grenzt. Brisson und Freycinet üben nicht die persönliche Anziehungskraft aus, welche zur Führerschaft gehört. Ferry hat erst vor kurzem zweimal, als Minister und als Wahlredner, Schiffbruch gelitten. Ohne Fahrenträger von der nötigen Größe und Stärke sieht es um das Banner der gemäßigten Republik mißlich aus. Mit den Royalisten aller Schattirungen steht es aber noch weit schlimmer. Der Graf von Paris ist ein respektabler ältlicher Herr, der mit seinem Verhalten als die fleischgewordne Geduld und Vorsicht bezeichnet werden kann. Der Tod des Grafen von Chambord hat ihm einen Anspruch zugewendet, der mit jedem Jahre schattenhafter wird und eigentlich schon in die Kumpellammer gehört. Die Aristokratie Frankreichs hat sich niemals sehr für ihn erwärmt, und sein Fischblut hat den Eifer der Geistlichkeit, soweit sie solchen zeigte, was von nicht vielen geschah, fast allenthalben erkalten lassen. Die Bonapartisten sind hoffnungslos gespalten und als Partei kaum noch mitzuzählen. Die eine Gruppe derselben ist halb klerikal, die andre halb rot. Der Flügel, der vom Prinzen Napoleon die Parole empfängt, greift mit der Linken die Monarchisten an, der andre, welcher aus den Anhängern des Prinzen Viktor besteht, schmählt in Gemeinschaft mit den Bourbonisten die Republik, keiner von beiden aber ist dieser gefährlich. Eine Gefahr für dieselbe liegt einzig und allein in dem Wachsen der radikalen Parteien in Paris und den andern großen Städten. Gewinnt der Sozialismus hier weiter Kraft und Ausdehnung, gelangen Clemenceau und seine Anhänger zu einer Stellung, in der sie ihre Pläne mit Staatsmitteln fördern können, so hat die letzte Stunde für die gemäßigte Republik geschlagen, und bald könnte dann auch die letzte für die Republik der Radikalen anbrechen. Schwerlich würde ihr dann eine Ära des roten Prinzen als Kaisers oder die Krönung des Grafen von Paris zum König der Franzosen folgen, wohl aber die Monarchie in Gestalt des Generals, der als Vorkämpfer der Besitzenden den kommunistischen Drachen erlegt hätte. Wir Deutsche haben keinerlei Ursache, diesen Gang der Dinge herbeizuwünschen, und so freuen wir uns, daß es mit der Republik noch nicht so weit ist, und wünschen lebhaft, daß sich Mittel und Männer finden mögen, mit welchen die sie bedrohenden Mächte beschworen und ihr neue Lebenskräfte eingeflüßt werden können, und zwar bald, schon durch die neuen Wahlen.